





Anna Rottensteiner führte am 24.2.2010 im Literaturhaus am Inn ein Interview mit Walter Grond vor seiner Lesung aus dem Roman *Der gelbe Diwan* (Haymon 2010)

Rottensteiner: Wo spielt dieser Roman? Die Zeitebenen, obwohl es mehrere gibt, sind sehr klar erkennbar aber das Räumliche, der lokale Bezug verschwimmt. Der Ort der Handlung ist Bulak, und dazu möchte ich ein Zitat vorlesen: „Ohnehin blieb ein Ort wie Bulak eine Vermutung“.

Meines Wissens ist Bulak ein Hafenviertel in Kairo, das selbst ein Agglomerat von verschiedensten Gebäuden ist, angefangen vom Museum ägyptischer Altertümer über ein Irrenhaus und Frauenzuchthaus, andererseits ist Bulak auch ein Anagramm zu Kabul. Im Buch wird ein Elendsviertel geschildert, das die Herkunft von Johann ist, von dem Schriftsteller, der sich von dort quasi hochgearbeitet hat bis zum Nobelpreisanwärter. Dieses Elendsviertel legt Assoziationen an orientalische Großstädte nahe, aber es finden sich auch modernste Hightechfirmen und gläserne Hochhäuser, was wiederum an Mumbai erinnert. Es gibt Frauen mit Kopftüchern, Muezzins, ein Scheunenviertel, es ist sozusagen wie ein Schmelz-

tiegel von Orient und Okzident. Es ist eine große Stadt. Was war für Sie das Anliegen, das so in der Schwebe zu lassen? Hat sich das entwickelt oder war das ein ganz bewusstes Vorhaben von Ihnen?

Grond: Ja, das hat sich entwickelt. Der Verlag hat mir eine nüchternere Formulierung nahegelegt, die ich gerne angenommen habe. Ich habe das irgendwann einmal „unsere Stadt“ genannt. Ich wusste, dass ich eigentlich etwas wie einen Zeitroman schreiben möchte. Ich beschäftige mich ja schon seit mehr als 10 Jahren mit diesen Übergängen zwischen Orient und Okzident, verbunden auch mit vielen Reisen, vielen Freundschaften, sowohl hier in Europa als auch in Ägypten. Dazu hatte ich bei den Brüdern Goncourt eines Tages eine wunderbare Tagebuchnotiz gefunden, in der sie beschreiben, wie Gustave Flaubert 1860 im Türkensitz auf seinem Diwan sitzt und ein paar Plots von Romanen zu erzählen beginnt, die er aber nie geschrieben hat. Einer der ersten Ansätze, die ich hatte, war so eine radikale Travestie wie „Ich schreibe einen Roman, den Flaubert sich ausgedacht hat“.

Weiterlesen unter:

www.uibk.ac.at/literaturhaus/slh/pdf_special/interview3.pdf



Lesen unter:

www.uibk.ac.at/literaturhaus/slh/pdf_special/peter-giacomuzzi-woerter-bilder.pdf



Quasi prinzipiell ist es ein Prinzip, dass man Prinzipien haben und sich an sie halten soll. Ein Prinzip für SchriftstellerInnen: nie bloß oberflächlich bleiben, stets in die Tiefe gehen (Hades, Inferno) und/oder hoch hinauf (Parnass, Olymp). Nicht von ungefähr kommt es, dass ein älterer deutscher Dichter des frühen 19. Jahrhunderts, Goethe, seinem „Faust“ einen Prolog im Himmel vorspannt; nicht von ungefähr kommt es auch, dass ein ebenfalls älterer, aber US-amerikanischer Autor des späten 20. Jahrhunderts, William Gass, seinem opus summum den Titel „The Tunnel“ gibt. Nirgendwo sonst freilich gilt das Höhen-/Tiefenprinzip der Literatur derart wörtlich wie für Bücher vom Berg. Traditionelle wollen hoch hinaus, bleiben aber im Grund zumeist oberflächlich. Alternative schaffen den Spagat. Hier zwei davon.

Das eine ist kleine, das andere große Reportage; regional verortet das eine wie das andere; ein quirliges Ich erzählt im einen, im andern wird alles auktorial verhandelt; die Pappbände beider haben sanfte Farben, rosa das eine, hellblau das andere; viel Natur gibt es in beiden, aber hier tritt sie touristisch zugänglich, dort tückisch und feindlich auf; das eine packt den Stier bei den Hörnern, das andere die Kuh bei den Zitzen; überhaupt das Rindvieh: da findet sich im einen eine ganze kleine Kulturschichte in Interviewform dazu („Nur die Kuh kann auf demselben Stück Land über Jahre fressen und – Entschuldigung! – scheißen.“); dort im andern heißt es: „Am frühen Abend stehen die Wehrlis wieder im Stall. Füttern, Ausmisten, Melken. Zwei Stunden lang.“ Alm hier, Alpe dort – woher die beiden uralten vorrömischen Wörter kommen,



wissen wir nicht. Einödalm, Kotalm, Möslalm – 31 Tiroler Stippvisiten insgesamt; Les Prés d'Orvin, Randa, Golzern, Bergell: im zweiten, Schweizer Fall geht es nicht um numerische Auswahl, sondern um archetypische Situationen, die, in kleinerer Portion freilich auch im ersten Fall auftreten. Im einen sagt einer, Hans, bei aller Strapaz nach 32 Sommern auf der Alm: „Na ja, es ist ein guter Berg und der Hirt war auch was wert.“ Im andern sagt eine andere, Regula: „Ich mag Winter.“ Und die Reporterin setzt nach: „Kann aber auch sein, dass der Winter die Wehrlis Tag und Nacht quält. Dann geht es gleich ums Ganze, um Leben und Tod.“ Wie Hans sagt: „Ich darf gar nicht sagen, wie oft mir dort oben der Tod leibhaftig gegenübergestanden ist.“ Andere bezwingen den Berg an seinem Fuß, das sind die Ingenieure vom Gotthard-Basisstunnel, die sich tief in den Berg bohren.

Dorthin folgt das eine dem andern nicht, und dennoch kreuzen sich beider Wege. Das hängt mit der Geschichte der slowenischen Bärin Jurka und ihrer Jungen zusammen.

Das eine: Irene Pruggers *Almgeschichten. Vom Leben nah am Himmel* (Innsbruck: Loewenzahn 2010); das andere: Melanie Mühl's *Menschen am Berg. Geschichten vom Leben ganz oben* (München: Nagel & Kimche 2010).

Unterschiedlich sind sie, und passen doch prinzipiell gut zueinander.

Nichts als die Wahrheit

Dietmar Dath arbeitet gerade an seinem letzten Buch und es ist nicht einmal sein eigenes. Der frühpensionierte Schriftsteller, einst bei einer Zeitung angestellt, beschäftigt sich mittlerweile lieber mit zeitgenössischer Lyrik eines bestimmten Kollegen. Deshalb stammt auch ein bis oben hin mit literaturtheoretischem Wissen und Besserwissen angefülltes Nachwort zu einem Gedichtband eben jenes Kollegen von Dath. Vor allem jedoch steht er im Dienste eines ziemlich irrsinnigen Multimillionärs, der sich in Manier eines James-Bond-Bösewichts obskuren Weltverschwörungsphantasien hingibt. Ihm steht Dath als intellektuelle graue Eminenz zur Seite und erinnert in seiner auf- und abgeklärten Boshaftigkeit nicht weniger an genial-grausame Verbrechertypen aus Hollywood und dem echten Leben. Ein bisschen Herbert Kickl – nur eben so richtig schlau.

Weiterlesen unter:

www.uibk.ac.at/literaturhaus/slh/pdf_special/tipp1.pdf

